

Slowenien

Es nebelt, Pinien stehen aufrecht, geradeso wie riesige Broccoli-Stauden.

Ich bin im Salzerntedorf meiner Kindheit. Einen Sommer – oder waren es zwei? – verbrachte ich mit meiner vier Jahre älteren Cousine hier am Meer.

Die durch Bojen gekennzeichneten Muschelfelder in der Bucht zwischen Piran und diesem Dorf gibt es immer noch. Die Villa, damals ein Objekt für sozialistische Funktionäre, ist zu einem Upper Class-Ferienobjekt geworden. Ich schaue durch das verschlossene Gitter in den Park, der mit prächtigen Zypressen und Pinien bewachsen ist. Damals träumte ich – zehnjährig – gelangweilt von meinem künftigen Leben. Sah von der Mauer des Parks aufs Meer und dachte mir Geschichten aus. Ich muss wohl ein einsames Kind gewesen sein. Meine Cousine, bereits in der Pubertät, versank in der Welt der Bücher und schwamm weit hinaus ins Meer. Mein sozialer Halt war die Kellnerin, deren Gesicht durch eine Bombe im Zweiten Weltkrieg entstellt war. „Liebe“ war ihr Name in meiner Landessprache, und das war sie auch, „meine Liebe“.

Nach wie vor liebe und lebe ich in Gesellschaft. Darum bin ich hier, um all meine „Ljubi“, meine Lieben, noch einmal zu sehen. Ich besuche meine Vergangenheit. Ausgerechnet in einer Zeit, in der die gekrönte Virusmutation, bezeichnet mit dem letzten Buchstaben des Alphabets, wie ein Atompilz boomt. Mein Geburtsland hat es innerhalb von vierzehn Tagen auf den vierten Platz der Länder mit den höchsten Wocheninzidenzen geschafft. Im Januar vor zwei Jahren wusste noch niemand von der Bedeu-

tung dieses Wortes, damals sprach man von einem Virus, das in China zu wüten begann, übertragen durch Wildtiere. Heute gehört die Pandemie mit seinen Mutationen zum Alltag, wie eine Krebserkrankung mit seinen Rezidiven und Behandlungen. Bei einer katastrophal niedrigen Impfquote.

Nur, wer mag denn überhaupt noch von Krankheit hören?

Meine erste Chemo

Ich grüße die in einer Reihe sitzenden Frauen freundlich und werde in den gemeinsamen Behandlungsraum gebeten.

Aufgeregt und neugierig scheine ich zu wirken, denn eine lächelnde Frau meines Alters fragt: „Erste Chemo?“

Ja, ich möchte wissen, was passiert, möchte die Erfahrungen anderer Frauen teilen, um vorbereitet zu sein und Wissen sammeln über meinen neuen Lebensabschnittsgefährten Eierstockkrebs. Vielleicht werde ich seinen infiltrierenden, mäandernden Restzellenbestand mit der Chemo aus meinem Körperhaus auf absehbare Zeit, auf Nimmerwiedersehen vertreiben.

Glaube, Liebe, Hoffnung. Hoffnung stirbt zuletzt, Glaube kann Berge versetzen. Ich suche mir meinen Platz neben einer offen lächelnden Frau. Zweite Chemo-Runde nach Rezidiv nach sechs Monaten ... auweia ... das zieht runter. Wir plaudern, tauschen uns aus, bis sie sichtlich müder wird. „Das Antihistaminikum, Allergiemittel, zur besseren Verträglichkeit“, sagt sie.

Was hatte ich mir alles vorgenommen ... Bücher, Essen für die sechs Stunden am Chemo-Tropf und die naive Idee, mich mental zu motivieren, zu visualisieren, wie meine Helferzellen – geschützt mit dem Chemo-Gift – die bösen Krebszellen zerstören. Leider fallen mir diese Gedanken schwer und mir gelingt es nicht, die nötige Wut oder Kampfhaltung zu entwickeln. Dabei hatte meine gute Freundin, die vor vielen Jahren eine Frauenkrankheit vom gleichen Formenkreis durchgemacht hat, mir ihre mentale Strategie für die Chemo geschildert.

Sie habe sich ihr Blutbild vorgestellt und wie die Krebszellen, wie von Greifvögeln aufgespürt, zerstört würden. Zumindest fantasiere ich Harpyien mit ihrem gellenden Kampfschrei, jedoch nicht lange.

Ich schlafe einfach ein und wache irgendwann auf und mag auch nicht weggehen, denn der Chemo-Raum der großen, renommierten Klinik ist klimatisiert und draußen hat es 38 Grad. Meine erste Chemo bei 38 Grad ...

Kirschen liegen in einer Nierenpappschale neben dem Chemo-Stuhl, in dem man die „Gaben“ an Krebsgiftcocktails wie in einer Eucharistiefeier verabreicht bekommt. Die Hostien Carboplatin und Paclitaxel.

Seit diese beschissene Krankheit mir meinen Sommer am Meer geraubt hat, ist es in Berlin konsequent über 30 Grad. Ein Jahrhundertssommer, gemacht für den Badesee. Mit einer Wunde im gesamten Bauchraum und den vielen, wie Ostereier aufgespürten und entfernten Lymphknoten eine verflixte Herausforderung ...

Ja, es wurde verdammt viel herausgekratzt, danach wieder zugenäht. Zumindest stelle ich es mir so vor, diese filigrane, feinmotorische Arbeit der Chirurgen, in deren Händen mein Leben lag. Allerdings wurde der Bauch eher zusammengetackert ... tacker tacker tacker.

Ein imposanter Schnitt von Brust bis Fuß ... äh nein, halt, nur bis zum Schambein. Wie eine Schlange umrundet die Nahtstelle meinen Bauchnabel. Jeder bewundert sie, nur ich bemerke die asymmetrischen, lymphgefüllten Ballons, die meinen Bauchraum aufquellen lassen. Meine Birnen. Papayas, so nenn ich sie. Sie drücken den Bauchraum zusammen.

Es heißt, die Prognose bei Eierstockkrebs hängt von der Erfahrung der Operateure ab. Darum bin ich hier, in der großen Klinik, die einen französischen Namen trägt.

Zuhause schlafe ich an meinem ersten Chemo-Tag weiter. Alle besorgten Anrufe nach möglichen Nebenwirkungen erreichen mich nicht. Alle guten Freunde, deren eigene Angst vor so einer „memento mori“-Diagnose in Ermutigungssparolen wie „Du musst jetzt kämpfen“ enden, erfahren drei Tage später von meinen Tränen, dem Schwindel, der Schwäche, den Knochenschmerzen, der Übelkeit und den gefühlsgestörten, tauben Fingern und Füßen.

Man sagt mir nach, eine starke Frau zu sein, jetzt bin ich schwach. Mein Modus Tun ist unterbrochen. Ich bin im Modus Sein, leider aktuell UN-wohl-sein.

Ich bin eine Kämpferin, aber mir gelingt es einfach nicht, Krebszellen zu zerschießen; diese Bilder zu visualisieren fällt mir zu schwer. Warum, weiß ich selbst nicht, mit meinem angeborenen kindlichen Wutpotential.

Wäre die Krankheit nicht gekommen, wenn ich meine Wut und Frustrationen rausgeboxt hätte, statt sie lösungsorientiert, mit zusammengebissenen Zähnen, zu transformieren? Hätte ich meine Arbeitsplätze eher wechseln sollen? War ich möglicherweise zu negativ eingestellt? War es die zerreißende Trauer um den Tod meiner Mutter?

All diese Fragen führen zu nichts. Sie versuchen, das Unfassbare zu erklären, diese dem Tod gleichgesetzte Diagnose bekommen zu haben. Die spürbare Wahrnehmung, dem Tode geweiht zu sein.

Ich lese, das seien krankheitsspezifische Erklärungsversuche, verbunden mit der Gefahr sinnloser Schuldzuweisungen, noch

schlimmer: Selbstschuldzuweisungen. Dennoch kommen sie mir, diese Gedanken.

Doch dann verschwinden sie wieder und ich schmiede Pläne, kreativer Natur, versteht sich, denn das war mir zeitlebens näher als die Fron einer bürgerlichen Integration in den Erwerbsprozess. Ich versuche, zu singen; nach 20 Minuten schon meckert die Naht, der Bauch. Mein Zwerchfell, einst ein hüpfend federndes Trampolin, ist wie in Zement erstarrt. Welche Instrumente aus Metall haben an ihm geschabt, um mich zu retten?

Was ist eigentlich Rettung? Dem einen dies, dem anderen das. Im Grunde genommen steht der Tod jeden Tag neben dem Leben und schaut uns über die Schulter.

Einer meiner ersten Gedanken zu dir, „lieber“ Eierstockkrebs, war: Jetzt werde ich eine Frau ohne Unterleib sein. Ist dies mein letzter Sommer?

Und vielleicht sollte ich lernen mich mit dem Tod, meinem eigenen, anzufreunden?

Möwen kreischen und riesige Lungenquallen treiben durchs Wasser, sichtbar atmen sie, bewegen sich. Auch ich atme seit dreieinhalb Jahren weiter, wie lange noch, ist ungewiss. Blau, blau, blauer als Blau fließen Meer und Himmel im Sonnenschein ineinander, in ein Ganzes über.

Es ist schwer, mit dieser Bedrohung glücklich, unbeschwert zu leben, die Angst immer wieder in ihre Schranken zu verweisen. Ich nenne das „sie in einen Tresor einsperren auf Zeit“. In der Nacht pflegt sie klammheimlich daraus zu entfliehen. Sie fließt in meine Träume, freut sich, mich schweißgebadet erwachen zu lassen. Wie kann ich ihr trotzen?

Vielleicht habe ich mir
viel vorgenommen,
während die verflixte Krankheit
in mir fraß.

Vielleicht habe ich mir
zu viel vorgenommen,
während mein Körper
die verdammten Krebszellen
niederzuringen suchte.

Vielleicht glaubte ich,
während der Chemotherapie
zu naiv,
danach mit alten Kräften wiederaufzuerstehen.
– ohne größeren Schaden.

Was bleibt denn, außer träumen?

Vielleicht wäre ich vollständig in
Mutlosigkeit versunken, wäre nicht
die Motivation gewesen alles zu schaffen,
was ich mir wünsche.

Angst

Ich versetze mich an meinen Wohlfühlort am Meer, atme mit dem linken Nasenloch ein, mit geschlossenen Augen mit dem rechten Nasenloch aus. Vor vielen Jahren habe ich das in einem Selbsthypnose-Kurs gelernt. Es ging damals um die Bewältigung meiner seit Kindheit bestehenden Flugangst. Jetzt nützt mir die Technik beim Einschlafen. Wenn mein Geist nur nicht zu sehr Affentanz spielt, klappt diese Art der Selbstberuhigung ganz gut, genauso wie mir singen hilft. Die vielen Schmerz- und Beruhigungsmedikamente lagern in einer Kiste. Ich liebte es noch nie, mich sediert zu fühlen.

Das Flugzeug kreist über Zürich. Es wurde umgeleitet. Ein Gewitter. Meine Mutter versucht mich zu beruhigen, verströmt Sicherheit. Es ist so seltsam ruhig im Flugzeug. Wir hätten doch in Frankfurt landen sollen. Rückkehr aus den Kartoffelferien. So nannten wir die Herbstferien damals. Warum, verhext, wurde das Flugzeug umgeleitet und kreist über Zürich? Es riecht nach Nervosität im Flugzeug. Wie alt war ich? Gern geflogen bin ich danach niemals wieder.

„Angst essen Seele auf“, ein Film von Rainer Maria Fassbinder und „Stillstand heißt Tod“, wusste Max Frisch. Warum, zum Teufel, schwirren diese Zitate in meinem Kopf herum. Ein Kreisel an Gedanken, ich erinnere mich an sie, die im Krankenhausbett neben mir lag. Sie und ihre Geschichte.

Edith

Sie war vor kurzem Großmutter geworden, lebte auf ihrer kleinen Farm, im Umland, autark, als starke, holzhackende Frau – allein. Strom gab es dort nicht. Sie hatte die Welt bereist und beschrieben.

Nun lag sie da in einem spröden Krankenhausbett, in einem Dreibettzimmer in der Hauptstadt. Von den üppigen sieben Metern ihres Darmes waren ihr 1,80 m verblieben, abgesehen von den übrigen Raubfunden, die aus der dunklen Höhle ihres Bauches ans Tageslicht gebracht worden waren, um sie zu retten und vom Bösen zu erlösen.

Was einst fruchtbares Zeichen ihrer Weiblichkeit gewesen war, wurde gänzlich entnommen und damit war sie gerettet. Die Ärzte sprachen von Heilung und auch sie sollte in den Folgemonaten immer wieder mit kraftloser, eng belegter Stimme dieses „ich bin geheilt“ als Mantra von ihrer Umgebung einfordern.

Ein Säckchen wurde angeschlossen, Stoma genannt, und dahinein entleerte sich als braune Flüssigkeit nunmehr täglich all das, was sie zu sich nahm. Es war die einzige Option ihres Überlebens. Monatelang ging das so und manchmal platzte das Plastiksäckchen bei Bewegungen im Bett und der gesamte Inhalt wurde von den Stoffen ihrer Kleidung aufgesogen. Daher vermied sie helle Kleidung und weiße Bettwäsche.

Auch Edith hatte den Bestseller „Darm mit Charme“ gelesen, wie die meisten Frauen ihrer Generation, und sich jahrelang mit gesunder Ernährung befasst. Seit diesem schwärzesten Tag in ihrem Leben drehte sich alles nur noch um Ernährung und all

die Leckereien, die sie eben nicht mehr zu sich nehmen konnte, wie Nüsse beispielsweise, die ihr Stoma verstopften. Wie sehr liebte sie Nüsse.

War Edith zuvor schon vom Krebs ausgegert gewesen, so wurde sie in den Monaten nach der Operation noch leichter. Ihre Bauchhöhle glich einem entleerten Luftballon.

Alle Ärzte hatten vor der Operation versprochen, das Stoma würde nur kurz bleiben und nach einigen Monaten könne eine sogenannte Rückverlegung stattfinden, sie könne danach ihren Darm wieder benutzen, es sei komplikationslos.

Ihr Darm entleerte sich bravtäglich in das Stoma-Plastiksäckchen. Der Vorgang des Stuhlgangs war ihm gänzlich in Vergessenheit geraten. Ihr Darm war sehr kurz geworden, zu kurz. Kaum hatte sie gegessen, so landete innerhalb von zwei Stunden der verflüssigte Inhalt im Plastiksäckchen. Ihrem Körper gelang es also kaum, Nährstoffe aus der Nahrung zu ziehen. So wurde sie immer schmaler, während ihre heisere, kaum hörbare Stimme hauchte: „Ich bin geheilt, ich habe den Krebs besiegt. Aber mit dem Stoma – ich fühle mich nicht mehr als Frau, ich bin nicht mehr zu ihm gefahren, ich konnte mich ihm nicht so zeigen, ich habe mich so geschämt. Wir wollten heiraten, ich habe mich getrennt. Ich habe mich so geschämt.“ Ihre Stimme verebbte wie das trockene Zirpen einer Grille.

Schreiben?

Als ich zur Zweitmeinungssprechstunde im spröden Flur der Frauenklinik in der Charité Campus Virchow mehrere Stunden wartete, sah ich während der Besichtigung der mir nahenden Zukunft ein vertrauenerweckendes Plakat: „Zertifiziertes europäisches Kompetenzzentrum für Eierstockkrebs“ stand darauf, dazu fand ich allerhand Informationsbroschüren. Dadurch bekam ich das Gefühl, am richtigen Ort zu sein, dort wo Spezialisten täglich mit dem „silent killer“ – so wird er genannt, der gemeine Eierstockkrebs – zu tun haben. Täglich werden an diesen Kompetenzzentren mehrere Stunden andauernde Operationen durchgeführt. Weitere Überlebensprognosen sollen von der Erfahrung der Operateure, ihrer Routine und der Forschung im Bereich dieser Erkrankung abhängen, hatte ich schnell recherchiert. Im gynäkologischen Zentrum, in dem ich zur Erstuntersuchung war, lag hingegen nichts Derartiges herum.

Ich besichtigte den mir damals noch vollkommen fremden Chemotherapie-Raum mit dem seltsam anmutenden großen Sessel, dessen Fußteile sich hochfahren lassen. An einer Säule hing ein Plakat: „Gesundheitsförderndes Schreiben, jeden ersten Donnerstag im Monat um 16.30h in der Klinik“. Ich wusste sicher, sofern ich die Operation am 25. Juni überlebe, werde ich dorthin gehen. In einer Gruppe gemeinsam schreiben. Das erste Mal – wann mag das gewesen sein, im September, nach meinem Geburtstag, den ich mit rotem Haupthaar noch feierte, nach der ersten „Gabe“? Nichtsahnend, was weiter auf mich zukommen würde.

Warum ich hier bin, in dieser außergewöhnlichen Reisezeit im Januar 2022? Weil ich nicht mehr weiß, wie lange ich noch leben darf und es höchstwahrscheinlich nicht mehr lange sein wird. Vierundvierzig Chemotherapien in dreieinhalb Jahren. Sind es drei oder vier Rezidive, zwei Operationen? Wie eine Kriegsversehrte fühle ich mich. Ja, mein Körper ist seit dem zweiten Rezidiv, das als inoperabel eingestuft wurde, in einem Stellungskrieg. Es geht darum, Zeit zu gewinnen unter bestmöglichen Lebensbedingungen. Ich habe Glück gehabt bisher. Jedes Jahr habe ich mir meinen Sommer am Meer genommen. Wer will das überhaupt lesen?

Wollen nicht alle Menschen lieber Krebsbewältigungs- und Helden-Siegesgeschichten hören? Erfolgsgeschichten! Wer sucht denn das leidige Thema „Leben mit Krebs“, wenn nicht Betroffene und Angehörige? „Wie ich den Krebs erfolgreich besiegte!“ Bitte!

Leicht muss es sein. Positiv bitte, Mut machend.

„Doch Verzeihung, die Todesangst, der Zweifel, die Wut, die Trauer und Niedergeschlagenheit, Frustration ob des Verlorenen gehören auch dazu, um ganz zu sein!“, rief Selma in einer gemeinsamen onkologischen Gruppensitzung.

Selma

Die Sonne schien, Blätter raschelten sacht. Diese Erinnerungen! Selma lief, lief, lief durch den Wald, einer gehetzten Wölfin gleich. Wie Pilze nach dem Regen poppten Erinnerungen auf, aus ihrem Unterbewusstsein ans Licht. Sie setzte sich auf einen Baumstumpf, ein Eichelhäher meckerte über ihr.

Stumpf, dieses Wort, Stumpf. Wer hatte es benutzt? Warum empörte es sie derart?

„Vaginalstumpf, unauffällig“, hieß es im radiologischen Befund. Was ist ein Stumpf? schrie etwas in ihr. Ein abgehackter Baum, tot, übriggeblieben, amputiert. Vom Lebenssaft abgekoppelt? Der grünblättrig säuselnde Baum ist gefällt! Wer lebt denn weiter? Der Stumpf oder der gefällte Baum?

Wo waren ihre Eierstöcke und ihre Gebärmutter und alles übrige Entnommene eigentlich gelandet? Eingefroren? Im Müll? Nach Gewebeanalysen selbstredend?

„Dont worry, be happy“ dröhnte es in ihrem Kopf. Sie lief weiter. Ein gehetztes Tier.

Das deprimierte Gesicht des Onkologen erschien in den Wolken am Himmel.

„Eierstockkrebspatientinnen sind die treuesten, sie kommen immer wieder.“ Wie ein trauriger Clown sah er sie an. „Haare sind nicht mehr ihr größtes Problem.“

Selma weinte Bäche, Ströme, Meere und schluchzte. „Ich möchte keine Schmerzen beim Sterben.“

„Glauben Sie mir, beim Eierstockkrebs werden sie immer müder, die wenigsten Patientinnen haben beim Sterben Schmerzen.“ Sein Blick war ausdruckslos ihr zugewandt, ganz bei ihr.

Später am Empfangstresen weinte sie immer noch, bis die Schwester sie ebenfalls weinend umarmte und ins Taxi setzte. Am Abend hatte sie immer noch nicht ausgeweint.

Herausforderung

Für mich ist es eine wichtige Erfolgsgeschichte, glücklich mit Krebs und Metastasen zu leben. Die immer wiederkehrende Herausforderung mental und körperlich zu Stärkung zu gelangen als eigentlicher Erfolg in diesem Dauermarathon.

Sich in einem Jahre andauernden Stellungskrieg nicht unterkriegen zu lassen. Das Beste daraus machen. Immer wieder da zu sein, im Jetzt, genießen, genießen, was geht und was ist. Yogini-like passe ich mich den Gegebenheiten an, mittlerweile kühle ich meine Kopfhaut, um meine Haare während der Chemo zu erhalten.

Maria

Das hatte ihr niemand verraten, dass sie nachts im Bett liegen würde und die Kopfhaut schmerzt. Es ist der 14. Tag nach der ersten Chemo – alles neu!

Er wird kommen, der Haarausfall: sicher vorausgesagt von Ärzten, der Perückenmacherin. Letztere wusste sogar, wann. Die Perücke hatte Maria sich vorher anfertigen lassen, mit ihrem echten Haar als Modell.

Was wusste sie denn schon davon, wie es ihr „gehen würde“ ...? Welches Trauma in ihrer Gefühlswelt möglicherweise losgetreten würde – zumindest wollte sie dem zuvorkommen.

Als dann die Kopfhaut zu schmerzen begann und sie sich durchs Haar strich, blieben Büschel davon in ihren Händen hängen. Mit Forschereifer und leichtem Ekel registrierte sie das. In den folgenden Tagen sammelte Maria das ausgehende Haupthaar in einer Tasse und an allen erdenklichen Orten ihrer Umgebung, wie um diesen Vorgang theatralisch vorzuführen. Nach drei Tagen schon schimmerte ihre Kopfhaut bleich durch das schütterere Haar. Sie befand, sie sähe krank damit aus – wie ein Opfer. Schlimm genug, krank zu sein, und diese Krankheit als Schicksal geschenkt zu bekommen ... Aber aussehen wie ein Opfer, das wollte sie auf keinen Fall!

So verabredete Maria sich an einem Sommertag im August mit einer Freundin zu Fotosession und Performance. Diverse Tuchkreationen wurden ausprobiert, ein Kurzvideo zur Dokumentation des Haarausfalls erstellt.

Dem Irokesenschnitt folgte die gefürchtete Glatze.

„Hurra, du hast eine tolle Kopfform!“

„Danke, das wusste ich nicht – juhu.“

Schminke, Glatze: Statement.

Neu, neugierig sieht Maria sich an.

Aus ihrer Umgebung ein Hagelsturm an Komplimenten.

Aber eine Glatze ist empfindlich. Es zieht, die Sonne sticht.

Juckende Pickellandschaften entstehen. Maria trägt Tuchkrea-

tionen und fremdelt mit der teuren Perücke. Ihr Liebster nennt

sie „mein buddhistischer Mönch“ und weint, wenn er sie sieht.

Den Verlust ihres Haupthaares hat sie mit Humor und Experi-

mentierfreude verkraftet.

Schlimm trifft sie der Verlust der Augenbrauen. Nachzeichnen!

Und der Wimpern. Das tut weh!

Zwei verbleiben nach der letzten Chemo.

Nackt, verletzliche Augen, Opferblick. Sie will das nicht! Krank

sieht das aus.

Sie zieht zwei dicke Lidstriche.

Reha

Was kam, am Ende der Chemotherapie Runde eins, nach erfolgreicher Erstopperation mit Tumorrest Null war eine Reha ins winterliche Nordrhein-Westfalen. Dort verbrachte ich ein Drittel meiner Zeit in verschiedenen Krankenhäusern mit Portinfektionen und Bluthochdruckkrisen, ein Überbleibsel aus meiner ersten Chemo-Runde. Der Bluthochdruck war während der Chemotherapie mein ständiger Begleiter, nebst einem Pulsschlag, der Joggerinnen zur Ehre gereicht hätte. Die erste Bekanntschaft mit einer Palliativstation machte ich im Universitätsklinikum Minden. Die Heizung im Zimmer dort fiel über mehrere Tage aus und wurde nicht repariert, draußen lag Schnee. Wir waren zu dritt in einem Zimmer untergebracht und kauerten uns unter mehrere Decken und Mützen. Der scheu sprießende Flaum auf unseren Köpfen wärmte noch nicht.

Bei meiner Rückkehr nach Hause lag ein Brief meiner Arbeitgeberin auf dem Tisch.

Sie hatte bei Reha-Antritt bereits verlauten lassen: „Wiedereingliederung, was soll das denn eigentlich bringen, du kriegst ja doch nur wieder Krebs und die Patienten sind unversorgt!“ Die rechtliche Schlammschlacht mit Unterstellungen ihrer Anwälte, die Kampfhunden glichen, trieben mich in Tränenmeere der Empörung. Ich nahm eine Anwältin.

Elena

Sie war die ältere der beiden Schwestern, seit der Geburt der acht Jahre Jüngeren war es ihre Aufgabe, sie zu hüten. Die Geburt ihrer jüngeren Schwester bedeutete, dass die Eltern von ihr verlangten, ihren geliebten Kater Mikesch fort zu geben, damit der Kater das Geschwisterchen nicht ersticke, wenn er sich nach Katzenart auf das Baby legen würde. Es wundert nicht, dass Elena dieses Baby nicht mochte, nicht wollte. Alle Erwachsenen fanden die Kleine so niedlich und sie wurde einfach nicht mehr beachtet und sollte sich zu allem Überfluss um das kreischende Kleinkind kümmern. „Wen wundert es, dass ich meine Rache nahm und die Kleine im Laufstall ihre eigene Scheiße fressen ließ“, erzählte sie ihrer Psychotherapeutin viele Jahre später. Die wievielte Therapie war es? Elena wusste nicht, wie sie den Knoten in ihrem Hals lösen könnte, die ungesagten, erstickten Worte in ihr. Nach ihrem Tod würde es heißen, der Schrei nach Liebe, der in ihr erstickte. Ein kluges, sensibles Kind war sie und ihre Klugheit, ihr Bildungswille waren ihre Waffen. Ihre Mutter schien ihr die größte Bedrohung. Diese Mutter, von der sie sich nicht geliebt fühlte, die immer nur den kleinen Nachzügler-Sonnenschein anlächelte. Diese Mutter, die sie nachts einspernte, wenn sie ins Krankenhaus zur Nachtschicht ging. Elena wachte nachts weinend auf, allein, diese Mutter war fort, hatte sie verlassen und niemand hörte ihre lauten Tränen. All ihre Spielzeuge musste Elena an das kleine Schwesternbiest abgeben, sobald diese nur zu Papa rannte, sich an ihn kuschelte und gurrte: „Papa, Papa, Elena ist so gemein und lässt mich nicht mit ihrer Puppe spielen.“ Und dann weinend mit Schnütchen

fortfuhr: „Ich möchte soo gerne damit spielen.“ Und er, dieser Verräter an Vater, fiel darauf herein. Elena schnürte es den Hals zu, als würde sie erwürgt. Als die Mutter sie ungerechterweise eines Abends ausschimpfte, nahm Elena alle Schlaftabletten ihrer Mutter. Das erzählte sie ein Jahr später einer neuen Therapeutin. Elena studierte mittlerweile erfolglos Medizin, ein Wunsch der Eltern, sie versuchte dem Wunsch der Eltern zu entsprechen, immer. Ihre kleine Schwester, die sie vergötterte und die ihr alles nachmachte, wie Pech an ihr klebte, schrie hingegen alles heraus und wurde gerade wegen ihrer lustigen, energetischen Art geliebt und geherzt, der kleine Trotzkopf. Die durfte immer alles.

Sie, Elena, fühlte sich wie eine Versagerin, las intellektuelle Frauenliteratur und gab ihr Studiengeld schlechten Gewissens für Theater, Wein und Zigaretten aus. Sie schrieb Gedichte über ihre Mutter, eine schwarze Spinne, die ihr Gift in den Mund träufelte, sie innerlich verätzte. Mein Mund ist ein schwarzes Loch, schrieb sie mit zwanzig. Das Gift zerfrisst mich von innen. Meine Schwester ist die Starke und sie geht ihren Weg wie ein Schneesturm. Ich webe Spinnennetze, gefangen in Lähmung, meine Mutter, die Spinne, stranguliert mich. Mein Mund ist schwarz und voller Gift, die Sprache versiegt mir.

Sie liegt da, sie liegt im Sterben, der Krebs hat innerhalb eines Jahres ihren Kiefer, ihr Gesicht, ihren Rachen zerfressen. Ihr Mund ist ein Loch, ein großes, schwarzes Loch, der Krebs hat ein Loch in ihren Mund gefressen, ein Auge quillt heraus, sie sieht aus wie eine KZ-Überlebende. Die kleine Schwester, die gekommen ist sich zu verabschieden, fragt sie: „Wann wirst du die Spritze nehmen“, fragt sie – „Nächste Woche“, antwortet Elena. „Hast

du Angst vor deinem Tod?“, fragt ihre kleine Schwester, sie ist gerade dreißig geworden.

„Nein“, erwidert Elena, „ich freue mich darauf. Mein Leben ist zu anstrengend, zu schmerzhaft. Ich habe meine Beerdigung bereits geplant, ich möchte in ein goldenes Tuch gehüllt, verbrannt werden mit feuerorangefarbenen Dahlien. Ich sehne den Tod herbei.“

Beide Geschwister sind still durch Blicke verbunden. „Wir kommen aus einem Nest“, spricht Elena mit fast tonloser Stimme, „daher war es früher so schwer.“

Es ist still im Raum. „Möchtest du etwas von mir haben“, fragt sie. „Nein“, erwidert die Schwester, „ich bin gekommen, um dich noch mal lebend zu sehen, mich zu verabschieden, nicht um etwas mitzunehmen. Wie wird das sein mit der Spritze, wie machen sie das hier in diesem Land?“

„Meine Freunde werden dabei sein und der Arzt. Die Eltern will ich nicht dabei haben“, erwidert Elena.

Es ist still im Raum, eine Uhr tickt, draußen singt eine Amsel, während ihre kleine Schwester tränenfeuchten Auges Elenas schmale, weiße Hand hält.

Zwischen zwei schwarzen Bergen
behütet,
zwischen glitzerndem Meereshorizont
und grünem Tal,
gespannt,
stehe ich,
mich mit Lebensenergie
füllend,
dankend dir,
Weltenseele, für das Geschenk
meines Seins.

La Gomera

Ach, das Tangotanz und Singen war meine Leidenschaft, mein Beruf. Die in Aussicht stehende Besetzung für ein Chanson-Programm eines kleinen Theaters, in dem ich die Hauptrolle übernehmen sollte, hat mich durch die ersten sechs Chemotherapien getragen.

Ich übte fast jeden Tag, an dem ich aufrecht stehen konnte, und war motiviert, alles zu schaffen. Meine Kondition jedoch, meine Belastbarkeit, konnten nicht wie ich es wollte, als Folge der Chemotherapie.

Ich fuhr nach Gomera, um mich aufzubauen, neues seelisches und körperliches Selbstbewusstsein beim Tango aufzubauen.

Selten gibt es auf dem Barranco auf La Gomera Empfang. Die E-Mail erreichte mich trotzdem. Ich versenkte die Noten zu der Produktion im Meer. Das Theaterleben ist hart, du bist immer ersetzbar und Krankheit ist ein Risikofaktor. Die Regisseurin hatte eine Zweitbesetzung für mich gesucht, die jünger und gesund zur Verfügung stand. Diese wurde zur Erstbesetzung und ich flog raus.

Auf dem Rückflug tauschten mein Mann und ich die Rollen. Er erlitt eine Panikattacke im Flugzeug, ich beruhigte ihn mit meinen Tranquilizern. Als wir landeten, fiel er in eine Psychose mit Verfolgungswahn.

Ich erwache voller Angst, starre gelähmt in mich hinein, vermag mich nicht zu rühren, kalter Schweiß ist spürbar, während die Hitze in meinem Körper wütet. Wieder habe ich ein CT-Ergebnis erhalten, von leicht gradigem Wachstum ist darin die Rede, es

wächst weiter, gedeiht in mir. Die schwarzen Steine, die mich beschweren. Die schwarzen Steine, die mein Ersticken suchen. Die schwarzen Steine, die an meine Gefäße andocken wie Miesmuscheln im Meer. Ich habe Angst, Todesangst. Wer wird noch von meinen Chemos lesen wollen? Es wiederholt sich doch wieder alles im Karussell des Elends und der Hoffnung. Ich spüre, wie meine Energie dahinschmilzt, ich spüre, wie mein Geist sich auflöst und ich mich immer weniger konzentrieren kann, mich sachkundig informiert halten kann und will. Hm ..., letzte Woche noch sprang ich lebensfroh und schmerzfrei durch meinen Tag. Die Berliner Wintertage sind grau und nass, ich fühle mich einsam hier. Meine Freunde haben sich seit dreieinhalb Jahren daran gewöhnt, dass ich Krebs habe und lebe, eingeschränkt lebe, seit Pandemiebeginn nicht mehr besuchbar lebe. Schon während der vorangegangenen 44 Chemotherapiezyklen war es schwer, ein soziales Leben zu führen, zu unvorhersehbar waren meine Befindlichkeiten, meine Konstitution. Seit der Pandemiezeit, seitdem ich Corona hatte, seit den wöchentlichen Chemotherapien während der Studie, an der ich teilgenommen habe, empfangen ich keinen Besuch mehr in der Wohnung. Lediglich der Pflegedienst kommt maskiert, und ich selbst lebe unter der Maske, die ich vom Verstand und der Situation her vertrete und befürworte.

Im Spätsommer 2020 informierte ich mich bei exit.de und beim Verein für Humanes Sterben über die Möglichkeiten, mein Leben selbstbestimmt beenden zu können, sollten Schmerz und Beeinträchtigung und das für mich spürbare Siechen durch den Krebs überhandnehmen. Lediglich die Aufnahmegebühren in vierstelliger Höhe – denn auch selbstbestimmtes Sterben ist ein Geschäft – hinderten mich.

Rebecca

„Herr Professor, Sie haben mein Innerstes gesehen. Das war letztes Jahr. Ich habe meinen Dünndarm gesehen, als ich platzte. Das war dieses Jahr. Es sah aus wie im Anatomieatlas“, sagte sie. „Ich musste so viel erbrechen, da ist es halt passiert. Peng!“ Sie schrie wie am Spieß, ließ sich zurück ins Krankenhausbett fallen.

„Naja“, sagte Rebecca später, „sonst wäre ich möglicherweise einfach weiter aufgeplatzt und der Darm – verflixt, wieviel Meter haben wir eigentlich davon? Fünf, zehn, zwanzig? Der hätte sich auf dem Boden ergossen. Wer hätte ihn dann wieder eingeräumt in meinen Bauch? Welcher Dreck, welche Keime? Womöglich wäre alles verheddert gewesen. Igitt, igitt!“

Sie schrie, bis Ärztinnen und Pflegerinnen beruhigend auf sie einredeten. Was für ein Glück sie gehabt hätte, sagten sie später, dass dies im Krankenhaus geschehen sei und nicht zu Hause. Zum dritten Mal wurde Rebecca innerhalb eines Jahres vom Brust- bis zum Schambein zugetackert. Eine ganze Nacht, ohne zusätzliche Schmerzmittel, wartete sie notdürftig verbunden auf die Notoperation. Es gab einfach noch größere Notfälle. Das hatte der OP-Koordinator, ein Misanthrop (der dem Direktkontakt zur Patientin auswich), so disponiert. Sie lag also eine ganze Nacht lang wie ein starrer Käfer auf dem Rücken und wagte nicht die kleinste Bewegung.



Zur Autorin

Nives Kramberger ist Sängerin, Schauspielerin, Logopädin.

1965 in Maribor, im damaligen Jugoslawien und heutigen Slowenien geboren, wächst sie in Iserlohn zweisprachig auf.

Nach Abitur und Schauspielausbildung folgen Theaterengagements an verschiedenen nationalen und internationalen Bühnen, wechselnd mit diversen Chanson-Soloprogrammen, deren Rahmenhandlungen und Rollen sie selbst schreibt.

Seit 2009 ist sie zusätzlich als staatsexaminierte Logopädin mit den Schwerpunkten Stimm- und Sprechtherapie sowie Mehrsprachigkeit tätig.

Mit dem Format Stimmyoga entwickelte sie 2015 eine holistische Synthese von körperintegrativer Stimmarbeit, Yoga, Qi Gong und Bewegungsmeditation.

Seit 2001 stellt sie der Öffentlichkeit eigene Texte und Gedichte in literarischen Bühnenprogrammen, Zeitschriften und Anthologien vor.

2021 erschien ihr erstes Buch „Sehnsucht nach Premantura“; ihr Lyrikband „Auflösung“ war für den „Selfpublishing Buchpreis Lyrik 2021“ nominiert.

Die Autorin lebt seit 1987 in Berlin.

www.niveskramberger.de

www.stimmyoga-nives-kramberger.de

www.krambergerlogopaedin.de